

*Galloway* widmet sich dezidiert dem alltäglichen religiösen Leben der ‚normalen‘ Beginen: ihrer devotionalen Praxis, ihrer Einbindung in das soziale, spirituelle und wirtschaftliche urbane Milieu und den Sachgütern wie Altartafeln, Reliquien, Altären, Wandmalereien, Glasfenstern und Stickereien als *devotional assistance* (118). Eine Gemeinsamkeit in mehreren Häusern sieht sie in der tiefen Verehrung der Jungfrau Maria. Nur einige wenige hätten in ihrer Andacht Visionen und Momente der Ekstase erlebt, die meisten aber hätten in ihr vor allem die Verkörperung von Mütterlichkeit in geistiger Reinheit verehrt, *motherhood and chastity* (120).

Der Blick über Lüttich hinaus nach England und Skandinavien verdeutlicht, dass hier andere weibliche Frömmigkeitsformen bevorzugt wurden wie z. B. das Reklusentum als sozial hoch anerkannte Form weiblicher Religiosität (*Bolton*) oder eben die bekannten traditionellen Orden (*Morris*), wenn auch die eine oder andere Gemeinsamkeit zu den Lütticher Beginen zu finden sein mag.

Eine andere Perspektive wählte *Woods* für ihren Beitrag. Sie fragte nach der Zugänglichkeit von lateinischen Texten für Frauen und entdeckte die Stundenbücher, insbesondere die lateinischen, aber auch den Psalter, als die von Jungen und Mädchen rezipierten Erstlesebücher, quasi als Bibel. Sie vertritt die These, dass die Wahrnehmung der lateinischen Texte die Eigenproduktion volkssprachlicher Texte begünstigte. Auch die Überlegungen von *Larrington* und *Normington* zur Frage, wie Visionen einerseits in einem öffentlichen Kontext im Ablauf von Feierlichkeit erlebt und andererseits anschließend zu einem kontemplativen Text umgeformt wurden, kann man in die seit mehreren Jahren im deutschsprachigen Raum geführte Diskussion um weibliche Literalität und ihre Öffentlichkeit einordnen.

Einen weiteren Ansatz verfolgt *Mulder-Bakker*, wenn sie die religiösen Karrieren von Frauen in Nordeuropa gemäß den sozialen Aufgaben betrachtet, die im Laufe eines Lebenszyklus eben auch bestimmte religiöse Lehrrollen durch Lebensalter legitimiert – ein Forschungsfeld, das mittlerweile mehrere Disziplinen, z. B. auch die historische Bildungsforschung, beackern, um dem historischen Wandel von gesellschaftlich zugewiesenen Rollen auf die Spur zu kommen.

Schließlich werfen *Wiethaus*, *Irigaray* und *Lacey* die Fragen auf, in welcher Weise mittelalterliche Spiritualität in heutige „Frauenthemen“ Eingang gefunden hat. Die, insbesondere von *Wiethaus* angeführten Ergebnisse sind erschreckend.

Nach ihrer Analyse, vorwiegend des amerikanischen Marktes, von Frauenliteratur, Kalendern, Adressbüchern, Musikkassetten etc. zieht sie das Fazit: mittelalterliche weibliche Spiritualität habe, reduziert auf den Beispielcharakter weiblicher (adliger) Heiliger und unter Ausblendung jeglichen historischen Zusammenhangs, einen erheblichen Marktwert; Adressaten auf diesem Markt seien Angehörige der Mittelschichten; weibliche Spiritualität würde als eine Art der Freizeitgestaltung angeboten, gepaart mit ‚ein bisschen Bildung‘, wobei die angeblichen ‚Frauenthemen‘ als über Jahrhunderte gleichbleibend vorstellig gemacht würden und in ihrer Behandlung durchgängig die männliche Sichtweise perpetuierten.

Dieser Vermarktung wollten die Herausgeberinnen wohl eine andere Form moderner, nicht-wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit den Protagonistinnen mittelalterlicher Spiritualität entgegensetzen. Sie boten ihren Tagungsband auch der Dichterin *Anne Blonstein* als Forum an, um ihre sehr subjektiven Annäherungen an mehrere der in den Beiträgen behandelten Frauen über eine lyrische Sprache präsentieren zu können.

Alles in allem ein Tagungsband, der als – heute etwas veraltet und das rege Beginentum im Deutschen Reich völlig ausparende – Zusammenfassung des damaligen Forschungsstandes zum Beginenwesen gelesen werden kann, mit vielseitigen Anregungen für unterschiedliche Forschungsfragen, gleichzeitig aber auch als Anstoß, sich immer wieder neu damit zu beschäftigen, in welcher Weise historische Forschungsfelder mit gegenwärtigen Gesellschafts- (oder gender-)Konzepten verflochten sind.

Oldenburg

Gudrun Gleba

*La Sostanza dell' Effimero. Gli abiti degli Ordini religiosi in Occidente. Catalogo a cura di Giancarlo Rocca.* Katalog zur gleichnamigen Ausstellung auf der Engelsburg, 18. Januar bis 31. März 2000, Rom (Edizioni Paoline) 2000, 646 S.

Die Geschichte der monastischen Ordenskleidung stand im Jahr 2000 erstmals im Zentrum einer Ausstellung und des sie begleitenden Kataloges. Forschungsfragen wie sie mit Blick auf die materielle Überlieferung der profanen Alltagskultur seit langem gestellt werden, richteten sich hier auf den bislang vernachlässigten Bereich des monastischen Habits. In Anlehnung an die Thesen von Roland Barthes sollten auf der Engelsburg die monastischen Gewänder über ihren funktionalen

Aspekt hinaus in ihren historischen Wandlungen und als Spiegelung von Selbstverständnis und Wertvorstellungen präsentiert werden.

Nach einem kurzen chronologischen Abriss über die Geschichte des Ordenswesens, der immer wieder an das frühchristliche eremitische Ideal und die Askese als Grundlage monastischen Lebens erinnert, erläutert der Einleitungsteil knapp und gut verständlich die Probleme im Umgang mit den zwar vielfältigen, aber durchaus nicht einfach zu handhabenden Quellen, die für die Beschäftigung mit Ordensgewändern zur Verfügung stehen. Da originale Textilien aus den mittelalterlichen Jahrhunderten des Mönchtums – abgetragen und buchstäblich verbraucht – so gut wie überhaupt nicht überliefert sind, bedarf es der Untersuchung von anderen Bild-, Sach- und Textquellen. Jedoch: Die mittelalterlichen Maler, die in ihren Bildern oftmals längst vergangene Zeiten thematisierten, ließen in Fragen der Formen, Muster und Farben von Ordenskleidung ihrer Fantasie freien Lauf oder erreichten nur Näherungen, die sie aus der eigenen Gegenwart herleiteten. Grabplatten und Epitaphien weisen eine schablonenhafte Einheitlichkeit auf, die eher für eine Massenproduktion dieser Werke als von detailgetreuer Wiedergabe einzelner Individuen und ihrer äußeren Erscheinung sprechen. Die Schriftquellen interpretieren mönchische Kleidung mehr, als dass sie sie im Einzelnen beschrieben. Übersichten im Sinne von ‚Musterbüchern‘ finden sich erst nach dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts und können nur als historische Momentaufnahme betrachtet werden, lassen aber keine Rückschlüsse auf die Entwicklungsgeschichte der jeweils dargestellten Ordenstracht zu.

Ungeachtet dieser Schwierigkeiten bemüht sich der Katalog einerseits um eine Zusammenführung von Chronologie und Typologie der bestehenden Orden und unterscheidet kontemplative Orden, Kanoniker, Ritterorden, Bettelorden und Lehrorden. Andererseits bietet er ordnende Aspekte an: die Einkleidung als öffentlichen Akt, die Funktionalität der verschiedenen Gewänder, Farbe, Schnitt und Material als Bedeutungsträger, die Korrelation zwischen Gewand und weiteren nach außen gerichteten Ausdrucksformen wie Mimik und Gestik. Davon ausgehend, dass es seit den karolingischen Reformen zu Beginn des 9. Jahrhunderts eine Art ‚Grundausstattung‘ gab, wie sie z. T. bereits die *Regula Benedicti* benannte, werden dann monastische Gewänder in Skizzenzeichnungen so vorgestellt, wie schriftliche Quellen sie im Laufe der mit-

telalterlichen Jahrhunderte beschrieben. Im abschließenden Beitrag des Einleitungsteils, der sich zusammenfassend der „Soziologie des mönchischen Gewandes“ widmet, erfährt man – nicht ganz unerwartet –, dass das Habit eine sichtbare Grenze zwischen Mönchen und Laien zog, immer in Anlehnung an das asketische Ideal (grob, schmucklos, einfach, praktisch) entworfen und gefertigt wurde sowie gleichzeitig die Uniformität eines Ordens betonte und die Aufgabe individueller Wünsche und Gewohnheiten seiner Mitglieder zum Ausdruck brachte. So passten sich die mittelalterlichen Orden ihrer Gesellschaft an, insofern diese sich – nach außen gut sichtbar – in Stände und Korporationen mit genauen Kleidervorschriften gliederte. Des weiteren diente das monastische Gewand der internen Abgrenzung der sich ausdifferenzierenden Orden und ihrer verschiedenen Ausrichtungen. Mit den Lehrorden, z.B. den Jesuiten, änderte sich dann das Gewand und mit ihm die darin zum Ausdruck gebrachte Haltung noch einmal fundamental: Es zeigte nicht länger eine Seinsweise auf, sondern verwies auf bestimmte Formen des Handelns.

Die Zweigliederung der folgenden Exponatbeschreibungen hat insbesondere für Historiker etwas durchaus Bestechendes. Die einzelnen Objekte werden jeweils an erster Stelle auf einem differenzierten kulturhistorischen Hintergrund eingeordnet. Auch im zweiten Teil der Beschreibungen, der kunsthistorischen Betrachtung, liegt die Betonung in der Regel auf ‚historisch‘, weniger auf ‚kunstwissenschaftlich‘. Dabei bieten die zusammengefassten Objektgruppen eine Art illustrierter Führung durch die Geschichte der Ordensentwicklung, wobei es leider den Abbildungen von Altartafeln, Beispielen aus der Buchmalerei, Epitaphien etc. vielfach an drucktechnischer Tiefenschärfe mangelt, was den Genuss der Betrachtung doch schmälert. Und oftmals findet sich ein Fehler, den so viele Historiker machen – die Verfasserin dieser Besprechung nimmt sich da nicht aus –, wenn sie Bilder und Sachgüter zu ihren eigenen Quellen machen: Die kunstwissenschaftlichen Kenntnisse sind lückenhaft, doch manchmal fehlt es auch an der bloßen Einsicht, dass z.B. eine bildliche Darstellung aus dem 15. Jahrhundert, die eine Szene aus dem 5. Jahrhundert zeigt, eigentlich ein Stück Rezeptionsgeschichte ist und damit auf Vorstellungen des 15. Jahrhunderts über das 5. Jahrhundert – und nicht dessen Realität – verweist.

Letztlich entsteht bei allen Betonungen des historischen Wandels und der Verän-

derung von Äußerlichkeiten der Gesamteindruck eines sich in seinen Grundfesten treu bleibenden Mönchtums als eine der tragenden Säulen der katholischen Kirche bis in die Gegenwart hinein, flexibel und anpassungsfähig. Und das Ordenswesen bleibt, obwohl Missionsbewegungen erwähnt werden, in diesem Katalog eine durch und durch europäische Institution. Der indische Subkontinent findet mit einer Handvoll Photographien Erwähnung, unter denen die helfende Mutter Theresa natürlich nicht fehlen darf. Aus den USA wurde als Exponat eine Modezeichnung mit Vorschlägen zur Anpassung von Ordenstrachten an die Gegenwart (offenbar für weiße Frauen) gewählt. Die Ordensentwicklungen im modernen Afrika und Asien bleiben in Wort und Bild weitgehend ausgeklammert.

Deutlich unterschätzen die Beiträger des Bandes die Bedeutung von Kleidung und Accessoires für die Ausbildung kollektiver Identitäten in der heutigen Zeit – insbesondere in der Jugendkultur und damit vorwiegend in einem begrenzten Lebensabschnitt. Dabei geht es nicht mehr um die Unterscheidbarkeit von Ständen oder Klassen, wohl aber immer noch darum, durch bestimmte Kleidung, Haartracht, Schmuck u.a. die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe und deren Wertvorstellungen zum Ausdruck zu bringen und sich gleichzeitig *expressis vestimentis* von anderen abzugrenzen. Auch da zeigt die Gewandung vielfach „*la persona nel suo essere*“.

Oldenburg

Gudrun Gleba

Suntrup, Alois, *Studien zur politischen Theologie im frühmittelalterlichen Okzident*. Die Aussage konziliarer Texte des gallischen und iberischen Raumes, (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, 36), Münster: Aschendorff-Verlag 2001, 429 S.

Nach einem vorgeschalteten Appetizer, zusammengemixt aus der derzeitigen Diskussion um Politische Theologie, findet die Arbeit, die aus der Schule des Trierer Mediävisten Hans Hubert Anton hervorgegangen ist, rasch zu ihrer Thematik, zum kirchlich-staatlichen Synergismus, wie er sich anhand der spätantik-gallischen und iberischen Synodaltexte ergibt.

Am Anfang stehen die zur Lösung der Donatisten-Frage einberufenen Synoden von Rom und Arles in den Jahren 313/314. Ausgangsbasis ist die kaiserliche Sorge für das Wohlergehen des Reiches, die unabdinglich mit der rechten Gottesverehrung korrespondiert und nun beim

Christentum die Eliminierung der Abweichler erfordert. Von daher kam es in der Ketzer-Frage zu einer Amalgamierung staatlicher und kirchlicher Kompetenzen. Die Synode von Arles war die erste, die von einem Kaiser angeordnet worden war, die aber diskret auch schon die Autorität des römischen Bischofs ins Spiel brachte. Der Verfasser sieht hier den „Synergismus“ angebahnt, der besonders für die westliche Entwicklung kennzeichnend wurde: der Kaiser selbstverständlich in der Kirche, aber nicht über ihr. Immerhin war Folge dieses Synergismus ein erstes Todesurteil, das an Priscillian im Jahre 386 zu Trier.

Das nächste Thema bildet die Autorität der kollegialen Metropolitensynoden und die Papst-Autorität, ersichtlich an den Stellungnahmen Leos I., die in die metropolitane-bischöflichen Belange eingriffen, aber nicht die Struktur der metropolitane-synodalen Verfassung tangierten. Das geschah erst seitens der Barbaren-Herrscher: die Einberufung von „Reichskonzilien“, welche die Metropolitan-Verbände überschritten, sogar zerschnitten. Dabei wiederholte sich das Kompetenz-Ringen: Ist der König „dominus“ oder „filius“? Trotz „außergewöhnlichen Selbstbewusstseins des Episkopats“ (62) bildet sich die Landeskirche heraus, in welcher der König die Synoden einberief und die Bischöfe ernannte. Die Arbeit liefert hierzu höchst detailliertes Material, mit dem Ergebnis, dass trotz Umformung zur Königskirche ein Bewusstsein von der Metropolitan-Ordnung und der Eigenständigkeit des Bischofsamts lebendig blieb und insofern auch eine Spannung innerhalb dieses „binären Synergismus“ (93) anhielt, mit der Folge sogar von gelegentlich rein bischöflichen Synoden (94) und einer direkt „antiköniglichen Spitze“ (100). Daraus resultierte, „dass trotz aller politischen Teilungen unter den Bischöfen das Bewusstsein der die Reichsteils-/Teilgrenzen ... überschreitenden ... gallo-fränkischen ... Einheit erhalten geblieben ist“ (106). Andererseits gewinnt der König „auch priesterliche Züge“ (125).

Der umfangreichere Teil der Arbeit betrifft Spanien mit seinen 28 im Text überlieferten Synoden. Wiederum geht es um Kirche und König, aber jetzt zuerst um die sakrale Intangibilität der Königsperson, die zum „Gesalbten des Herrn“ wurde, was tatsächlich ein Ende der zuvor fast normalen Königsmorde bewirkte. Obwohl die christliche Tausalbung alle zu Königen erklärte, bewirkte gleichwohl die daraus abgeleitete Königssalbung „eine quasi-sakramentale Weihe und somit einen transzendentalen Glanz“. Das